

Illustrirte  
**Frauen-Zeitung**

Heft 6, I.

Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich  
M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postverandt fl. 1.60).

Berlin und Wien, 15. März 1899.

Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich  
M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postverandt fl. 1.60).

XXVI. Jahrg.



Träumerei. Nach dem Gemälde von Hugo König.  
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Nachdruck verboten.

### Mit tausend Masten.

Ein Stück Leben.

Von Ida Boy-Ed.

(5. Fortsetzung.)

Alban Desjowsky gab diesen Winter drei Konzerte in Berlin, das erste im Januar, die anderen beiden im Februar. Er hatte Martha nichts davon gesagt, aber sie las es in der Zeitung, die Frau Vertikow hielt. Sie konnte sein Schweigen nicht fassen. Aber als er dann, kurz vor dem ersten Konzert, einmal wiederkam,

erklärte er ihr: er habe gefürchtet, sie werde sich aufregen, und er habe ihr das ersparen wollen. Natürlich war Martha mit jeder Erklärung zufrieden. So voll Demuth sah sie zu ihm auf, daß eine wirkliche Beruhigung niemals in ihr wach ward, auch wenn er gelegentlich vierzehn Tage fern blieb und die sonderbarsten Gründe dafür angab. Ihr blinder Glaube und ihre Bescheidenheit, die nie Nachforschungen wagte, waren ihm so bequem.

Zu den Konzerten schickte er ihr nun natürlich eine Abonnementskarte, und vor Freude strahlend saß Martha, sehr weit hinten im großen Saal der Philharmonie, und genoß seinen Triumph, als sei es der ihre.

es hat auch in den „Nachrichten“ gestanden, daß Du schön gesungen hast. Papa meint, wenn der Berliner Professor es Dir nicht in acht Monaten beibringen kann, was Du noch nicht konntest, dann wäre das wohl ein Scharlatan. Was mein Vater war, sagt Papa, hat nie eine Stunde gehabt, und ganz Hamburg war immer weg in sein schönes Singen. Papa sagt auch, er kann es nicht wegen den Kleinen. Wir sind ja man alle sterbliche Menschen, und wenn ihm heute was zustößt, ist die Police unser alles. Mehr als tausend will er da nie aufnehmen. Papa sagt auch, Du fängst mit zu viel Schulden an. Da ist Hasenkamp und Leo und die fünfzehnhundert an uns. Du sollst nicht mit so viel

Bei dem zweiten Konzert bemerkte sie in einerloge Lola Morwiy und mußte lächeln. Sie dachte an den Abend in Hamburg, wo die Morwiy mit Alban zusammen konzertirte. Wie weit lag das zurück! Wenn die Morwiy ahnte. — — — Und Martha fühlte sich in ihrem heimlichen Reichthum aller Welt überlegen.

„Wenn erst alle Leute, die ihm rasend zujubeln, wissen, er ist mein, — mein!“ dachte sie.

Auch Aley schenkte ihr zuweilen Konzert-Billets, die er von der Direction Wolff erhielt, wenn es leere Säle zu füllen galt. Sie durfte auch manchmal bei Ensemble-Stunden zuhören, und zuweilen ließ er sie eine oder die andere Schülerin begleiten, wofür er dann gleich je eine Mark Honorar an Martha zahlte. So hatte sie allerlei kleine Vortheile und wurde auch mit einigen Aley-Schülerinnen bekannt. In den Konzerten saßen sie dann zusammen und mokirten sich über die Konzertgeber und waren alle überzeugt, daß sie es bald viel künstlerischer machen würden.

So rann die Zeit, und Martha schrieb fröhliche Briefe nach Hause.

Sie hatte sich ausgerechnet, daß sie sich acht Monate in Berlin halten könne. Weitere Schülerinnen waren ihr nicht geworden. Der Tag kam, wo sie ihren Eltern das Gesuch um die zweiten tausend Mark vortragen mußte, denn das war für den Inspector Meyer keine Sache von heute auf morgen zu entscheiden, das wollte monatelang besprochen sein. Und so fragte Martha denn im Februar an, ob sie Mitte Juni noch einmal tausend Mark haben könne.

Sie hegte nicht den geringsten Zweifel, daß man sie ihr zubilligen werde. Sobald sie in Verdienst sein würde, konnte sie alles schnell zurückerstatten.

Die Mutter schrieb ihr nicht oft. Sie war nicht federgewandt, auch fehlte wohl die Zeit, und schließlich wurde auch der Groschen Porto berechnet. Diesmal aber kam schon nach acht Tagen eine Antwort.

„Mein liebes Kind,“ schrieb die Mutter, „daß Papa und ich keinen kleinen Schrecken kriegten über nochmal tausend Mark, kannst Du wohl denken. Papa sagt, Du hast auf Dein Konzert so schön gesungen, und

Schulden anfangen. Papa sagt, wenn Du Mitte Juni nach Hamburg kommst, sind ja keine Konzerte, aber mit Stunden kannst Du gleich verdienen, und weil Du doch nun weißt, wie das Singen gemacht wird, kannst Du allein weiter üben. Ich kenne ja Papa, wie er ist. Es hilft ja manchmal, wenn man ihn alle Tage mit was quält, zuletzt sagt er ja, bloß damit er einen los ist. Aber bei dieser Sache hilft es nicht, und ich finde es auch recht."

Martha war außer sich. Eine namenlose Aufregung bemächtigte sich ihrer.

Wenn die Eltern wüßten, daß ihre Zukunft sicher war, — daß Alban sie liebte, — daß sie ihnen nachher Gold mit vollen Händen in den Schoß streuen konnte, — sie würden, sie mußten das Geld geben, und koste es die ganze Police. Wozu so bange an den ärmlichen paar tausend Mark hängen, — ganz nahe vor der Thür stand schon das Glück und der Reichtum!

Sie mußte mit Alban sprechen. Es ging nicht anders. Ihre Eltern wenigstens mußten eingeweiht werden in das selige Geheimniß.

Sie wartete. Er kam nicht. Er war seit acht Tagen nicht dagewesen. Sie wollte ihn rufen, — zum erstenmal. Er hatte gebeten, ihm lieber nie zu schreiben.

Sie trug ein Briefchen ins Hotel. Der Portier sagte ihr, daß Herr Desow'sky nicht mehr hier wohne.

Sie war schon sehr gewandt geworden und fand augenblicklich einen Ausweg: sie ließ den Brief an die Musikalienhandlung gehen, wo Alban, wie sie wußte, seine Noten entnahm.

Nach zwei Tagen fand Alban sich abends ein. Er kam nicht mehr durch die Vertikow'sche Wohnung, sondern klopfte dreimal hart an Martha's Thür, die auf das Treppenhaus ging. Dann wußte sie, er war es.

"Na," sagte er, als sie hastig öffnete, "was ist denn passiert? Hast Du das große Los gewonnen?"

"Im Gegentheil!" rief sie, ihm den Hut aus der Hand nehmend, "mein Vater will mir keine Studien-gelder weiter bewilligen."

"Was — —?" fragte er gedehnt, "so auf einmal sollst Du wieder nach Hause?"

"Ach, nicht auf einmal, — Mitte Juni, wenn mein Geld alle sein wird."

Er lachte.

"Und darum heut schon so viel Lärm, als wenn's brennt."

Da warf sie sich an seine Brust und brach in Weinen und Klagen aus.

Wie sollte sie zur fertigen Künstlerin werden, wenn sie nicht austudiren könne. Wie sollte sie leben ohne ihn. Was sollte aus ihrer gemeinsamen Zukunft werden?

"Mein Vater könnte ganz gut mehr Geld aufnehmen. Nur müßte er eine Sicherheit über meine Zukunft haben. Sieh, Alban, und darum wollte ich Dich bitten: wenn ich meinen Eltern sagen darf, daß wir uns lieben, daß wir uns heirathen können, wenn ich nur erst selbst etwas leiste, — dann giebt Papa gewiß das Geld."

Sie weinte, und er sprach tröstend zu ihr, halb verlegen, halb scherzhaft:

"Ja, mein Kind, — wer weiß, ob ich Deinem Papa vertrauenswürdig wäre, — ich hab' eine Ahnung, daß er mich doch bloß für einen Lustikus hält. Vielleicht kommst Du aus dem Regen in die Traufe. Und dann, — weißt Du, — das mit der späteren Heirath, — ich könnte da noch keinen Termin angeben, — — ich bin nicht so frei, wie Du Dir das denkst, — — es giebt Verhältnisse, — man muß eben warten und hoffen."

Martha schluchzte.

"Warten — will ich — gern. — Wenn ich nur Hülfе wüßte."

"Siehst Du," sprach er weiter, "ich geb's Dir ja am liebsten selbst, — aber ich hab's nicht, — das Leben ist so furchtbar theuer."

Nun war sie so ergriffen, als sei sein bloßer Wunsch schon edle That.

Er schien nachzudenken.

"Aber, wer weiß, — ich habe viele Verbindungen, — ich könnte einen reichen Freund ersuchen, Dir ein paar tausend Mark vorzustrecken, — für den Mann ist das eine Bagatelle."

"Ach, wenn das möglich wäre!" rief Martha aus tiefster Verzweiflung gleich in starke Hoffnungsgefühle gerissen.

"Ach Du, — ach Du — —"

Und mit Leidenschaft umhalste sie ihn. Er aber war froh, das alberne, thränenreiche und nach seiner Meinung höchst überflüssige Gespräch beendet zu sehen.

Zwei Tage nach diesem Abend, der so thränenreich begonnen und so stürmisch glücklich endete, war Alban's

letztes Konzert. In der Zeitung stand, daß er darnach bald eine Konzertreise nach Warschau, Moskau, Kiew, Odessa und Petersburg antrete. Martha erklärte dies Frau Vertikow gegenüber für Zeitungslügen, denn sie wisse nichts davon.

Aber doch blieb eine große Unruhe in ihrem Herzen.

"Wenn er es mir verschwiege, um mir die Angst vor der Trennung zu sparen, — vielleicht denkt er, die Trennung selbst kommt früh genug."

Viel zu zeitig ging sie ins Konzert. Die leise Hoffnung trieb sie, daß sie ihn vielleicht bei seiner Ankunft treffen oder nahe sehen könne.

Aber sie traf nur zwei Alex-Schülerinnen, gleich am Eingang, die ihr erzählten, daß der "himmlische Desow'sky" vor fünf Minuten dicht an ihnen vorbeigegangen sei.

Es stellte sich heraus, daß die beiden Alex-Schülerinnen zwei Plätze hinter Martha hatten. Da saßen sie nun, fast noch die einzigen im großen, strahlend hellen Raum.

"Ich mag zu gern das Publicum kommen sehen," sagte die eine.

"Zeigen Sie mir doch ein paar Persönlichkeiten," bat Martha.

Nach und nach kamen die Menschen, und dann mit einem Mal ward es ein Gedränge und Kleiderrauschen, Stühlerücken, Stimmen füllten den Saal mit unterdrückten Geräuschen.

Die Alex-Schülerinnen nannten Martha viele Namen und zeigten, ungenirt mit dem zusammengewickelten Programm hinweisend, die Personen dazu.

"Guck, da kommt die Morwiz," sagte die eine.

"Ja, die hat es verstanden. Die ist fein raus mit Siebenzig. Die hat ihn festgekriegt," sagte die andere.

"Wieder pompös angezogen," bemerkte die eine.

"Ob sie wohl mit ihm auf die Tournee geht?"

"Sie soll rasend eifersüchtig sein und ihm dadurch das Leben zur Hölle machen."

"Wem?" fragte Martha, die sich von dem für sie historisch gewordenen Abend, her für die Morwiz interessirte.

"Na ihrem Mann," sagte die Alex-Schülerin.

"Die ist verheiratet?" rief Martha in unendlichem Erstaunen.

Nicht minder erstaunt sagte die andere: "Das wissen Sie nicht? Und haben mit ihm ein Konzert gegeben?"

"Mit — mit —," stammelte Martha.

"Na die Morwiz ist doch Desow'sky's Frau, — bei ihrer Tournee damals hat sie ihn fest gekriegt."

Martha war fahl geworden und sah der Sprecherin mit seltsam starrem, hohlem Blick so stetig ins Gesicht. —

Dann drehte sie sich herum, ganz langsam, ganz steif und sah und athmete kaum und sah nichts und hörte nichts.

Hinter ihr, die eine Alex-Schülerin stieß die andere an und wisperte:

"Merkst Du was?!"

"Ach," wisperte die Andere zurück, "das ist unmöglich. Sie ist ja nicht mal hübsch. Und Zukunft hat sie auch keine, — mit dem bißchen Stimme. Der Desow'sky, der verwöhnte Frauen-Viebling — —"

Martha sah wie ein Bild von Stein. Ihr war so seltsam zu Muth. Sie fühlte ihren Körper nicht mehr, sie war wie losgelöst von ihm.

Sie dachte nur, — dachte — —

Und jah durch alle wirren Gedanken zuckte der Glaube:

"Es ist nicht wahr!"

Beinahe hätte sie es laut und triumphirend gerufen. Dann ward es wieder still in ihr. Sie war von diesem einen Gedanken ganz hingenommen.

Ein großes Orchesterwerk brauste und rauschte in tausend Tonwellen durch den Saal. Martha merkte es nicht.

Dann betrat Alban das Podium, und mitten in dem Applaus, der ihn empfing, kam Martha unvermittelt ein zweiter Gedanke:

"Ich werde sie fragen!"

Wie hypnotisirt von diesem Vorsatz, sah sie wartend da. Eine merkwürdige Geduld war in ihr. Sie ließ das Konzert, ohne einen Ton davon in sich aufzunehmen vorübergehen. Sie rührte sich nicht.

"Ich werde sie fragen."

Das Konzert war aus; auch im Menschengewühl, das entstand, blieb Martha ruhig sitzen. Die Alex-Schülerinnen mahnten sie, doch mitzukommen, sie antwortete nicht.

Erst als der Saal fast leer war, stand sie auf, holte Mantel und Hut aus der Garderobe und stellte sich im Vestibäl auf.

Sie wartete.

Er mußte kommen. Auch sie, — mit ihm, — wenn sie zu ihm gehörte. —

Die Minuten rannen. Vom großen Hof herein

wehte manchmal ein naßkalter Windstoß. Martha fror nicht.

Die Musiker schritten an ihr vorüber. Niemand behellte sie. Man nahm sie vielleicht für eine wartende Kammerjungfer, die ihre Herrschaft holen sollte.

Dann wieder zwei Musiker. Dann einer, mit einem Violinbalken. Nicht er. — —

Und da endlich eine Gruppe sprechender, lachender Menschen.

In der Mitte die Morwiz, einen köstlichen Pelz über ihrem hellen Kleid etwas ängstlich zusammenhaltend, zwei fremde Herren rechts und links von ihr. Hinter ihr er! Auch an seinen Seiten gingen lachende Männer.

Aber Martha sah nur ihn und sie. Hastig trat sie ihr in den Weg. Sie griff hart nach der Hand, die weißbehandschuh aus dem Pelz kam, ihn zusammenfassend.

Die Morwiz fuhr erschreckt zurück; aber anpacken, zurückfahren und fragen, — alles war der Inhalt einer Sekunde.

"Ich will wissen," schrie Martha laut, "ich will wissen: ist er Ihr Mann?"

Nun stieß die Morwiz sie zurück. Die Zeugen der Scene umstanden Martha, und empörte Rufe stürzten auf sie ein:

"Was wollen Sie?" — "Wer sind Sie?" —

"Was wollen Sie von der Dame?"

Und Alban Desow'sky stand bleich und wüthend und biß sich auf die Lippe.

"Ich will wissen, ob das Deine Frau ist?" rief Martha und kehrte sich gegen ihn.

Da packte einer der Herren ihren Arm und rief: "Wenn Sie hier Herrn und Frau Desow'sky öffentlich beschimpfen, rufe ich den Schutzmann!"

Bei der rauhen Berührung erwachte Martha. Aller wilde Muth wich von ihr, — sie taumelte, — sie begriff nicht, was sie gethan hatte. —

"Ich — ich will — niemand beschimpfen," stammelte sie, "ich wollte nur — — wissen —"

"Laßt das arme Ding," sagte einer der Herren.

Sie fühlte, daß sie erlebte. Ihr wurde sehr schlecht. Kalter Schweiß trat auf ihre Stirn. Sie griff nach der Wand, um sich zu stützen.

Aufgeregt, lautprechend und gesticulirend eilte die Gruppe weiter.

"Ich dachte schon, ich kriegte Vitriol ins Gesicht," sagte die Morwiz. "Nun, Alban wird mir den Vorfall sicher erklären können."

Alban hatte einem seiner Begleiter etwas zugerannt, fuhr nun auf und rief:

"Ich kann Dir mein Ehrenwort geben, daß ich an dem Vorfall unschuldig bin."

"Zu Dressel!" rief die Morwiz und stieg in ihre Droschke.

Der Herr aber, dem Alban etwas zugerannt, kehrte zu Martha zurück.

Sie stand noch immer, sich an der Wand haltend, und sah blöde vor sich hin.

Sie begriff auch kaum, was der kleine, freundliche, behäbige Herr mit neugierigen Braunaugen zu ihr redete. Er bot ihr einen Wagen an und bat sie, ruhig zu sein und kein Aufsehen zu machen, sie schade damit nur sich und Alban Desow'sky, und er fragte, ob er ihr dienen könne und wie.

Ruhig sein! Kein Aufsehen machen! Ach Gott, in Martha war Kirchhofsruhe. Ihre Glieder zerschlagen, ihre Stimme erloschen, ihr Wille gebrochen, — hülflos stand sie hier, zu schwach, sich zu bewegen. —

Endlich nahm der Herr vorichtig ihren Arm und brachte sie an eine Droschke, die noch im Hof für ihn stand.

"Wo wohnen Sie, mein Kind?" fragte er. Mechanisch sagte es Martha.

Er half ihr hinein und setzte sich zu ihr, und so fuhr sie mit dem fremden Mann durch die abendlichen Straßen. Er schwieg, denn er merkte, sie hörte doch nicht.

"Alban ist ein Schlingel," dachte er.

Schnell waren sie in der Körnerstraße. "Soll ich Sie hinauf geleiten? Wie viel Treppen?"

"Danke," sprach Martha fast unhörbar, "ich will allein —"

Und ohne Dank und Gruß schlich sie davon, mühsam ihren Körper tragend, drei hohe, endlose Treppen hinauf.

In ihrem Zimmer brannte die Lampe. Das alte, friebliche Licht, das so viel frohe, glückliche Stunden gesehen. —

Da, auf dem Sopha hatte er mit ihr gegessen, — vor zwei Tagen noch. —

Vorbei das Glück. —

Und plötzlich brach der starre Wahn, — ein heißes Aufschluchzen rang sich aus Martha's Brust, — sie warf sich auf die Erde und weinte, — weinte. —



als das erste Mal. Und ernst. Und längeres, dumpfes Wäselein und Verstummen.

So ging's weiter. Der Ausnahmezustand wurde allmählich zum gewöhnlichen. Die friedlichen Tage lagen dazwischen wie sonnige Lichtungen in einem dunkeln, dichten, unabsehbaren Walde.

lange ehe das Unwetter herauf war. Und in jedem schönsten Augenblick waren sie darauf gefaßt, daß ihr Friede ein jähes Ende nähme.

Und so hofften sie kaum noch, daß es einmal besser werden würde. Die große, furchtbare Enttäuschung über ein verfahrenes Glück, ein von Grund aus verdorbenes Leben legte sich schwerer

„Wieh nur dies eine Mal Deinen Eigensinn auf, Marie. Sage: Ich habe mich geirrt. Ich habe die Schuld. Ich hätte freundlicher, nachgiebiger sein können, Dich nicht so furchtbar reizen sollen.“

„Das verlangst Du von mir? Nachdem Du mir eben gesagt hast, ich hätte Dein Leben verdorben? Bin ich denn ein bißchen glücklicher als Du? Bin ich denn nicht die unglücklichste Frau der Welt?“  
Sie sank in einen Stuhl, schluchzte mit leidenschaftlicher Verzweiflung und rief, ihr Stirnhaar mit den zusammengekrampften Fingern packend: „O, hätt' ich Dich nie gesehen! O Du Dual meines Lebens! Wäre ich gestorben vor jenem Tage, als Du mir Liebe schworst!“

Er blies mit verkrüppelten Armen vor ihr stehen. Auf seinem blassen Gesicht straffte sich jeder Nerv in gehaltener, eiserner Entschlossenheit. Ihr war's, als sei das nicht seine Stimme, die jetzt sprach: ruhig, halblaut, aber scharf und klar, jedes Wort wie eingemeißelt in den Grabstein ihres kurzen jungen Glücks.

„Ich ertrüge es niemals, Marie, — den Gedanken, die Dual Deines Lebens zu sein, — nein! Genug! — Ich habe es gut gemeint. — Ach was! Soll ich mich etwa entschuldigen? Wenn Du's nicht selber einsehst! — Gut also. Ich gebe Dich frei. Geh! Es war ein Irrthum, daß wir zusammengehören. Es läßt sich ja zum Glück noch gutmachen, ehe ich Dich ganz vernichtet habe,“ sagte er mit unfähig bitterem Lächeln hinzu.

Und dann sprach er ruhig und wohlüberlegt weiter. Wie ein Mann, der einen Trauersfall bespricht mit all' seinen furchtbaren Konsequenzen, den häßlichen, nüchternen geschäftlichen Nothwendigkeiten. Und er schien so wenig an die Möglichkeit einer Einsprache ihrerseits zu denken, wie man bei den Begräbnis-Anordnungen an die Einsprache der Todten denkt.

Sie saß ganz still. Als er das Wort ausgesprochen hatte: sei frei! geh! da war's ihr, als sei ihr Leben plötzlich zu Ende. Die Gedanken wirbelten ihr wie Blätter im Herbststurm durch den Kopf, todes, welkes Zeug, — vorbei, vorbei!

Vorbei! schrie's in ihr, laut und gellend und unaufhörlich. Was er da sprach, so verständlich, beherrscht und leise, wie man in einem Todtenzimmer spricht, das hörte sie gar nicht vor diesem entsehligen inneren Geschrei.

Und auf einmal wußte sie: nein, leben konnte sie nicht ohne ihn. Nicht mit ihm, aber noch weniger ohne ihn. Sie mußte also sterben, und er sprach ihr Todesurtheil.

Was — was redete er nur immer noch? Sie hatte endlich Kraft genug, den Kopf zu heben und ihm ins Gesicht zu sehen, — in dies über alles geliebte, totenblasse, ernste Männergesicht.

Ihr Zorn war ganz fort. War sie jemals zornig gewesen auf diesen lieben, guten Menschen, an dem jeder Zug, jede Bewegung, jedes Härchen ihr theuer und kostbar war?

Sie begriff es nicht. Sie wunderte sich so sehr über sich und ihn. Mein Gott, warum vertrugen sie sich denn nicht und liebten sich doch so? Wenigstens sie ihn.

Ob er sie? — Nein, nein, das war's ja eben. Er liebte sie nicht. Nicht mehr. Sie hatte ihn zu furchtbar verlegt, bis auf den Grund der Seele. Es giebt etwas, das der Mann nicht vergeben kann, das ihn gegen die Ehre geht. Und das hatte sie ihm angethan. „Du vernichtest mich! O Du Dual meines Lebens!“

Hatte sie das wirklich gesagt? Hatte sie denn nicht gerufen: Du mein einziges Glück, für das ich tausend Tode sterben möchte! —

Und warum rief sie's jetzt nicht? Da doch ihre ganze Seele randvoll war von Liebe?

Aber nein, sie dachte es bloß, ohne es selbst zu wissen, ohne ein Glied rühren zu können.

Er hatte sie mit diesem „geh!“ förmlich todtgeschlagen. Ja, geh! — Gehen wollte sie, mußte sie. Aber wohin? Wie es ihn wunden würde! Und leise und heimlich in all der Verzweiflung tauchte etwas auf, eine Rettung. Ruhe. Stille.

„Das wäre so das Wesentliche,“ sagte er zum Schluß. „Du hast nichts dagegen einzuwenden?“

Sie schüttelte mit dem Kopf. Sie wollte sich erheben, um sich ins Bett zu legen, denn es froh ihr so eiskalt über die Glieder. Sie hatte eine Sehnsucht nach Wärme und Ausgestrecktliegen. Dann sagte sie ihm gute Nacht, aber so tonlos, daß er es wohl nicht gehört hatte, denn er antwortete nicht.

Ganz mechanisch entledete sie sich und legte sich nieder. Wie auf ein Lager von Eis, so suchten ihr die Schauer durch die Glieder. Sie löschte das Licht, und nun war rabenschwarze Nacht um sie her.

Die letzte Nacht in diesem reizenden Schlafstübchen, diesem lauschigen, von tausend süßen Erinnerungen erfüllten Nest!

Also frei! Also zu Ende! Ein kurzes Glück, ein kurzes Leben. Und nun kammerte sie sich an die grausame Vorstellung einer furchtbaren That, die sie morgen ausführen würde, morgen, wenn er in den Dienst gegangen war. Noch wußte sie das „Wie“ nicht. Sie sann und sann. Alles war häßlich und grauig. Aber sie würde den Muth schon finden. Es blieb ihr ja nichts anderes übrig.



Aus romantischer Zeit. Nach dem Gemälde von Leopold Rothaug.

Recht hatten sie immer alle beide, sonnenklares Recht. Jeder von sich aus, den Gesetzen seiner Natur zufolge. Und der andere steckte so fest in seiner eigenen Haut, so bis über die Ohren. Sie hatten beide den ehrlichen, herzlichen Willen, einander zu überzeugen. Sie wollten Frieden um alles in der Welt. Sie litten wie ein paar Verzweifelte an der gegenseitigen Verständnißlosigkeit.

„Das mußt Du doch einsehen! Ich habe doch Recht. Ich kann nicht gegen meine Ueberzeugung mich selber ins Unrecht setzen. Das wäre feige, charakterlos, gemein. Und was würde, wenn ich's einmal gethan hätte? Dann müßte ich immer und immer wieder klein beigeben, mich ganz an die Wand drücken, meine Persönlichkeit vernichten lassen!“

Er wurde jedesmal zum Schluß — grob! Ganz einfach und brutal: grob. Und dann war's vorbei. Dann schnappte der Meißel zu. Es war wie eine Eisenhür zwischen ihnen. Und diese unsichtbare Eisenhür stand auch da, wenn sie dicht neben einander am Tische saßen und schweigend ihre Mahlzeit hineinpumpten, ohne zu wissen, was sie aßen; denn gallbitter schmeckte alles.

Und sie wurden immer feindsüchtiger, immer scharfsichtiger für die Fehler des anderen, für die leiseste, entfernteste Absicht, wehzuthun, empfindlicher gegen jeden, auch den zarresten, schonendsten Tadel. Sie witterten das Heranziehen der Wolken,

und schwerer auf sie. Sie wurden beide müde und traurig. Ebenso leidenschaftlich müde und traurig, wie sie vorher glücklich gewesen waren.

Und beide gute, brave Menschen wurden an einander unglücklich. Beide mit dem besten, ehrlichsten Willen; seine, vielleicht überzarte Naturen, die im Künstlerischen so gut übereinstimmten, sich immer wieder überraschten durch die Harmonie ihrer Anschauungen. Und doch, — im Alltagsleben, — da wurde die Brücke zwischen ihnen immer morscher. Schon fühlten sie manchmal ein Zittern, ein Knirschen und leises Krachen unter ihren Füßen, das ihnen durch alle Seelensfasern orang. Ein Todesgeschrei: jetzt, — jetzt, — bricht sie! Und dann der Abgrund, der tiefe, schwarze Abgrund! Das Zerschmettern! Denn leben konnten sie ohne einander nicht. Und, wie es schien, auch nicht miteinander.

Und eines Tages, — da fuhr es wie ein Schwert durch ihre Seele. Sie standen leichenblau einander gegenüber, als hätten sie dem Tode ins Gesicht gesehen. Die Brücke unter ihren Füßen war geborsten, auseinandergerollt! — Nur ein Sprung auf Tod und Leben konnte sie wieder vereinigen. Wer sollte ihn wagen? Keiner hatte den Muth und die Kraft dazu.

„Ich halte es nicht mehr aus, Otto! Es geht über meine Kräfte. Ich will Dich auch nicht ganz unglücklich machen. Und ich seh' Dir's an, Du bist es!“ —



Bei den Spülbänken. Nach dem Gemälde von B. Genzmer.

Nach einer Wette ging auch ihr Mann schlafen. Sie lauschte. Er lag ganz regungslos.

Gewiß schließ er, erleichtert, befreit, — nach der langen, friedlichen Ehezeit zum ersten Mal wieder ruhig.

Nach vielen Stunden war's ihr, als dränge ihm ein lang-anbauender, zitternder Atemzug aus der Tiefe der Brust. So schläft er also auch nicht? dachte sie mit einem kleinen, schmerzlichen Triumph. So ganz leicht also reißt er sich doch nicht los von ihr. Ein bißchen liebt er sie doch. Und einst, — ja einst ist sie sein ganzes Glück gewesen!

Bergehen wird er sie nicht. Und wenn er gesehen hat, daß ihr der Tod lieber war, als das Leben ohne ihn — — —

Sie zog die Decke übers Gesicht und weinte sich endlich in Schlaf. Fest und tief wie ein Kind schlief sie. So leise und süß und friedlich schwebten die Athenzüge durchs stille Zimmer.

Dem Manne aber hatte kein wohlthätiger Schlaf die Augen geschlossen. Er lag ganz still, und in ihm wühlten die Schmerzen der nahen Trennung, die qualvollen Vorwürfe, die Angst, was aus ihr werden sollte, dem kleinen Trosttopf, nun wieder allein draußen in der Welt. Es schien ihm so unmöglich, so unausdenkbar, daß er ohne sie fertig werden sollte. Es würde ihm ja keine Ruhe lassen. Sie war ja sein Kind, sein Schüßling. Er hatte ihr Leben in seine Hut zu nehmen versprochen. Aber es ging doch wirklich nicht anders. Sie rieben sich gegenseitig auf. Er, — so ein friedfertiger Mensch, — er schämte sich, wenn er an die ewigen Pant-Scenen, die harten, beleidigenden Worte dachte. Und heute Abend nun —

Nein! Nicht immer wieder schwach werden! Fest durch, wie durch ein Flammenmeer! Was kam's auf Brandwunden und Schmerzen an, wenn er nur eins rettete: seine Selbstachtung, seinen Mannesstolz.

Es wurde Nacht. Die Vögel fingen schon leise an zu zirpen. Auf der hellen Wand malte sich rosenroth das Raster der Gardine. Die Sonne kam. Welch ein Tag für sie beide!

Da, — auf einmal, — von drüben ein heller, jauchzender, durchdringender Schrei. „Otto! Otto!“ So erlöste, so über alles Maß glücklich.

Und die weiße Gestalt des jungen Weibes liegt vor seinem Wette auf den Knien, streckt ihm die Arme entgegen und sammelt: „Du hast mich gerufen, Otto?“

Erschrocken richtete er sich auf, starrte sie an, schüttelte unwillkürlich den Kopf. „Ja —? Nein.“

Da ging ein tödtliches Erblaffen über ihr Gesicht. Und dann erglühete sie voll Scham. Sie erhob sich langsam. Sie wandte, wandte sich ab.

„Dann“ — stammelte sie, „muß ich's geträumt —. Du rieft mich, ganz laut. Voll Angst... Und so — voll.“

Sie sprach nicht zu Ende. Ganz zitternd, verzweifelte Enttäuschung in jeder Miene, jeder Bewegung, machte sie sich mit ihren Kleidern zu schaffen. Hastig schlüpfte sie in die Pantoffeln, warf den Morgenrock über.

„Dann entschuldige“, sagte sie dabei, mühsam zu dem kalten, tropigen, feindseligen Ton übergehend, mit dem sie in letzter Zeit verkehrt hatten. Aber sein feines Ohr hörte unter dem Eise schon das Brausen und Knirschen des lebendigen Stromes, der seine Rede sprengen wollte.

Er kämpfte mit sich. Alles Wohlwollende, Festbeschlossene über den Haufen werfen? Wie eine Bindfahne, — gestern so, heute so? Was das männlich? Konnte er das vor seinem Stolz verantworten?

Sie war fertig, kramte noch zögernd herum in ihrem Schlüsselbüchlein, machte sich dies und jenes zu schaffen, als erwarie sie, daß er etwas sage. Dann ging sie langsam zur Thür.

„Marie!“ rief er sanft. Sie zuckte zusammen, stand still, die Klinke in der Hand.

„Komm her, Marie!“

Widerstrebend, doch unauffallig von seinem Willen gezogen, gehorchte sie. Wie mit geschlossenen Fäusten schob sie sich heran, blieb vor ihm stehen, sah zur Seite.

„Was soll ich?“ murmelte sie.

„Marie, sieh mich an.“

„Wozu? Es ist ja doch alles aus. Laß mich.“

Er griff nach ihrer herabhängenden Hand. Sie wollte sich ihm entwinden, aber er zog die schlaffe Gestalt zu sich herab auf den Bettrand.

„Marie, ich habe Dich doch gerufen.“

Es durchfuhr sie. Ein schwerer, fragender, zweifelnder Blick. Er nickte. Nun sah sie ihm voll in die Augen. Und das Tiefste, Heiligste, Größte, das es giebt im Himmel und auf Erden, — reine, vom Schlamm der Leidenschaft geklärte Gattenliebe, — leuchtete ihr sternengleich entgegen aus seinem blassen, erschütterten Gesicht.

„Otto!“ schrie sie und schlug die Arme um seinen Nacken, und preßte den Kopf an seine Brust. Und fühlte da die großen Schläge seines Herzens, das so stark und gewaltig hämmerte in dem brennenden Schmerz um sie.

„Vergieb mir!“ schluchzte sie. Zum ersten Mal kam das Wort über ihre tropigen Lippen.

Er lächelte glücklich. Und dann, ihren kleinen, harten Kopf fest an sich pressend, begann er zu sprechen, ernst und liebevoll, ruhig und klar, die neue Weisheit, die diese Schmerzensnacht ihn gelehrt hatte.

Sie lauschte, fromm und andächtig, wie in einer Kirche. Alle ihre Irrthümer lagen deutlich vor ihr. Welche Thoren waren sie gewesen! Sie hatten gemeint, das Glück käme ganz von selber, wenn sie nur erst Mann und Frau wären. Als wenn's nicht jeden Tag von neuem errungen werden müßte, mit heiser, innerer Arbeit, mit Selbstaufgabe und Willensverleugnung!

Wie ein Gespann, das gemeinsam die schwere Lebenslast ziehen will und nun wild und ungehörig jedes nach seiner Seite zerrt und reißt und schlägt, — so thöricht hatten sie's angefangen und damit ihr Glück in Grund und Boden versahren.

„Nein. In der Ehe gilt nur ein Wille: der vereinte Wille zweier Menschen, die gemeinsam die Lebenslast hinüberholen zu ihrem großen Ziel.“

„Nicht wahr, mein Weib?“ schloß er.

Sie nickte mit einem tiefen Blick. Sinnend, grübelnd sah sie vor sich hin.

„Seltsam“, flüsterte sie. „Dieser Traum. Mir war's so deutlich, als hättest Du nach mir gerufen.“

„Ja, Marie. Meine Seele schrie nach Dir. Und ich wußt's nicht einmal, ich Thor. Aber Deine Seele hörte mich aus tiefstem Traum. Und sie kam. — Willst Du nun bei mir bleiben, Marie?“

„Ja, ja!“ sagte sie glücklich.

Nachdruck verboten.

### Leb' wohl.

Es grab der Tod ein Kämmerlein, Grub's in die Erde tief, Weitab von Tag und Sonnenschein. — Mein schöner Liebster schlich hinein Und schlief.

Ich stehe draußen ganz allein Und klopfte an die Thür: „Wenn Du mich liebst, erbarm' Dich mein Und tritt aus Deinem Kämmerlein Herfür.“

Nichts regt sich, — nur des Käuzchens Schrein Jrrt durch die Nacht so hohl. Ein Schauer rinnt durch mein Gebein. Wie schwarz die Nacht, — wie kalt der Stein, Leb' wohl. —

Anna Ritter.

Nachdruck verboten.

### Damensport.

Von Dr. Franz Oppenheimer.

#### III.

Die Heilkunde ist eine Tochter der Theologie. Die ersten Aerzte waren Priester, Priester jener Kultur-Epochen, in denen alles Leid, das den Menschen traf, als Ausfluß göttlichen Zornes erschien, der mit Opfern beschwichtigt, durch Zaubermedizin und Beschwörungen abgewehrt sein wollte. Noch dem Dichter der homerischen Gesänge war die Pest im Lager der Achäer vor Troja eine Rache des erzürnten Apollon. Die alte Vorstellung ist heute noch mächtig; die Apotheken leben von ihr, denn auch heute noch trösten den Kranken die geheimnißvolle Flasche mit dem rothen Glanzläppchen und dem langhinwallenden Papiermantel: sie ist ihm noch wie vor ein Zaubermedizin, die „Medicin“.

Der moderne Arzt hat wenig Zutrauen zu den Recepten, die er verschreibt. Er weiß, daß er die wenigen wirklichen Heilmittel, die er besitzt, auf den Nagel seines Daumens notiren kann. Vielleicht, daß sich die Hoffnungen erfüllen, die heute weite Kreise an die Serum-Therapie knüpfen: aber an Drogen, Latwergen, Decocte und Pillen glaubt heute nur noch der Kranke, selten mehr der Arzt. Er muß sein Recept verschreiben, zur Tröstung des Patienten: aber er weiß, daß er bei denfalls damit „Suggestionstherapie“ treibt, die Hoffnung und damit den Willen zur Genesung hebt.

Heilen können wir, außer wenigen Krankheiten mit jenen wenigen wirklichen Heilmitteln, bisher nur mit zwei Methoden: chirurgisch, indem wir mit dem Stahl und dem Feuerreisen Schädlichkeiten aus dem Körper ausmerzen; und suggestionstherapeutisch, indem wir unseren eigenen Willen da einführen, wo der Wille des Kranken zu schwach ist.

Das hört sich resignirt an, schließt aber einen gewaltigen Fortschritt in sich. Indem die Heilkunde die Grenzen ihres Könnens erkannt und aufgehört hat, das Unmögliche zu wollen, hat sie gelernt, immer mehr das Mögliche zu erreichen. Namentlich die Chirurgie schreitet ja von Triumph zu Triumph. Darüber hinaus aber hat die Medicin zwei neue, grüne Blätter in ihren Ruhmeskranz geflochten:

Sie lernt von Tag zu Tag mehr, die Krankheiten zu verhüten, die sie nicht mehr heilen kann, wenn sie einmal ausgebrochen sind; der Arzt wird mehr und mehr aus einem Krankheitsbeschwörer zum Gesundheitswächter, die Heilkunde immer mehr zur Hygiene. Die Erkenntniß, daß alle Massen-Erkrankungen, vom Typhus bis zur Tuberculose, sociale Erscheinungen sind, die nur mit gesellschaftlichen Maßnahmen bekämpft werden können, hat schon die schönsten Früchte gezeitigt, die Sterblichkeit der Kulturvölker unsagbar vermindert und die durchschnittliche Lebensdauer stark verlängert.

Der zweite Fortschritt liegt darin, daß die Heilkunde immer mehr gelernt hat, den Menschen selbst zu seinem eigenen Arzte zu erziehen. Sie hat ihm die zwei Helfer zur Seite gestellt, die ihn oft noch heilen, wenn er schon erkrankt ist, und ihm mehr als alles andere die Gesundheit gewährleisten, so lange er sie noch besitzt. Diese Helfer sind Diät und Gymnastik. Sie umfassen die Medicin und die Hygiene des Individuums, den Theil der gesundheitsvollen Volkzeit, den der Staat nicht auf seine Schultern nehmen kann.

Die Diät im engeren Sinne ist bei derjenigen Schicht der Kulturmenschen, von der wir hier sprechen, den Damen, im allgemeinen befriedigend geregelt. Sie halten sich im Durchschnitt von groben Schädlichkeiten fern, wie sie der Mißbrauch von Tabak und Alkohol mit sich führt; sie ernähren sich kräftig und reichlich, — nur zu reichlich, — und vernachlässigen die Hautpflege in Bädern und dergleichen nicht allzusehr. Um so schlimmer sieht es mit der Gymnastik. Wir haben schon ausgeführt, wie eine an sich nicht überreichliche Ernährung bei Abwesenheit einer genügenden Muskelthätigkeit schädlich wirkt, weil sie Spannungskräfte aufspeichert, die sich dann in regellosen, nervösen Erschütterungen entladen.

Was das Weib braucht, so gut wie der Mann, um der „Neurasthenie“ und der „Enteroptose“ zu entgehen oder sie, wenn möglich, noch zu heilen, ist Gymnastik, Muskelthätigkeit.

Die Neurasthenie ist im Grunde nichts anderes, als eine Schwäche des gesamten Willenssystems, das sich aus den motorischen Centren des Gehirns, den Willensnerven und der Muskulatur zusammensetzt. Alle Symptome der Neurasthenie, die leichte Erregbarkeit und schnelle Ermüdung der Muskeln, die Unfähigkeit zu irgend welchen Entschleunigungen (Abulie), deuten auf das Willenssystem hin. Wenn man es kräftigen will, so kann das nur durch Uebung geschehen: und der directen Uebung ist von jener Dreieit der verbundenen Organe eben nur eins fähig, die Muskulatur. Sie kann man

vor steigende Aufgaben stellen, zu immer höheren Leistungen der Kraft und Ausdauer heranbilden; und es unterliegt gar keinem Zweifel, daß man damit zugleich auch den Nerv und das Gehirn-Centrum mit erzieht. Der anatomische und funktionelle Zusammenhang der drei Glieder des Willenssystems bringt es ohne weiteres mit sich, daß ein Wachstum in der Masse und eine Zunahme in der Leistung des Muskels auch den dazu gehörigen Nerv und das motorische Centrum gleichmäßig mit entwickelt. Nur so ist es möglich, auch jenen übergeordneten „Willen“, der sich nicht auf eine einzelne Körperhandlung, sondern auf eine ganze Reihe zukünftig auszuführender Handlungen richtet, den Willen zum Lebensberuf, der dem Neurastheniker so oft fehlt, zu beeinflussen, zu entwickeln und zu der normalen Spannkraft emporzuführen, die dem Träger im Kampfe um das sociale Dasein die Widerstandskraft und zum Leben selbst die notwendige Fröhlichkeit, das Gleichmaß der Stimmung, verleiht.

Was aber hier für das Willenssystem ausgeführt worden ist, das gilt für den gesamten Körper. Denn der Körper ist ja ein Organismus, d. h. ein Wesen, in dem jedes Organ mit jedem anderen in einer tiefverwurzelten Wechselbeziehung des Aufbaues und der Leistung steht. Es bleibt kraft dieser unlösbaren Verknüpfung des organischen Seins kein Organ gesund, wenn ein anderes erkrankt; es bleibt aber auch kein Organ krank, wenn das andere gesundet.

Wir haben früher die verhängnißvolle Wirkung der einseitigen Berufsthätigkeit betrachtet und gezeigt, wie die fast ohne Muskelarbeit lebenden Angehörigen der oberen Klassen an diesem Mangel erkrankten. Hier war ein „Circulus vitiosus“ gegeben, dessen Glieder sich rundum immer mehr verstärkten: je höher die Ueberanstrengung der geistigen Centren, um so träger Verdauung und Stoffwechsel, um so leichter die Selbstvergiftung mit unverbrauchten Stoffwechsel-Excessen, um so geringer die Widerstandskraft des Nerven-Apparates! Diesen fehlerhaften Circel zu durchbrechen, kann uns, wenn überhaupt, nur mit Hilfe des einzigen Organes gelingen, das nicht automatisch arbeitet, sondern unserem Willen unterworfen ist, mit Hilfe der Muskulatur, d. h. durch Gymnastik, durch Sport!

Und wirklich! der Zauberdoctor Sport bekommt das Kunststück fertig. Schauen wir ihm bei seinem Werke zu!

Die erste Folgewirkung einer energischen Muskelthätigkeit ist eine sofortige, durchgreifende Veränderung im Blutkreislauf. Die überall ökonomisch arbeitende Natur hat dem Menschen bekanntlich nicht etwa so viel Blut verliehen, um zu jeder Zeit alle Aeren des Körpers gleichmäßig zu füllen. Davon kann gar keine Rede sein! Unser Blut gleicht einer gut organisirten Volkstruppe, die nicht alle Plätze besetzt hält und dennoch sofort überall am Orte ist, wo sie gebraucht wird. Wenn ein Organ ruht, sind seine Blutgefäße zusammengezogen, so daß es nur von geringen Mengen des „ganz besonderen Saftes“ durchströmt wird. Sobald es in Thätigkeit versetzt wird, erschließen sich die Aeren weit und lassen, wie geöffnete Schenken, den Strom in mächtigen Wellen ein- und durchpassiren.

Wenn man erfährt, daß der arbeitende Muskel von etwa der zwanzigfachen Blutmenge durchströmt wird, die dem ruhenden zufließt, so wird es sofort klar, von welchem ungeheuren Einfluß die Inbetriebsetzung eines größeren Theiles der Körpermuskulatur auf die Vertheilung der Blutmasse sein muß. Das wichtigste Ergebnis ist, daß dem Gehirn das für seine Arbeit nothwendige Blut entzogen wird, so daß es zur Kasi geradezu gezwungen wird. Was keine „geistige Ablenkung“, kein Eisbüttel, nicht einmal der Schlaf zu Stande bringt, die Ausdehnung des blutüberfüllten und darum rastlos, bis zur Uebermüdung einseitig arbeitenden Eiges des Trieb- und Geisteslebens, das bewirkt eine energische Muskelthätigkeit sofort: der Mühlbach wird oben angeleitet, „des Denkens nimmermüde Spindel“ hört auf zu schnurren, weil der bewegende Strom unten an Rumpf und Extremitäten die Kraftmaschinen bethätigt. Und darum darf man sagen, daß der Sport der Schlaf des Geisteslebens ist, seine Rastzeit, seine Badelur.

Diese Wirkung äußert sich sofort in einer großen, rein vegetativen Fröhlichkeit, die das beste Zeichen dafür ist, daß das gewählte Heilmittel das rechte war. Die Rast des überarbeiteten, die Bethätigung der eingeengten Organe werden von dem Körper mit einem Allgemeingefühl hergestellt: Harmonie, mit einem Lustgefühl, eben jener urwüchsigsten Eitelkeit quillt, wie wir sie sonst nur in unserer Kinderzeit empfinden, in der wir alle Kräfte der Seele und des Leibes in gleichmäßiger, spielender Arbeit entfalten durften.

Während das Gehirn zur Ruhe kommt und nun Zeit hat, in aller Gemächlichkeit die Verluste zu ersetzen, die die lange Campagne es gekostet hat, d. h. gesunde, widerstandsfähige Zellen heranzubilden, geht der umgekehrte Proceß in der Muskulatur vor sich. Hier spült der Blutstrom die aufgeschwemmten Stoffwechselgifte heraus und „entgiftet“ schon damit den größten Theil des Gesamtkörpers. Wie gewaltig diese Entgiftung ist, geht z. B. daraus hervor, daß der Schweiß, der bei körperlicher Arbeit vergossen wird, für Thiere, denen man ihn unter die Haut bringt, ein sehr schweres Gift darstellt, während der bei Hitze austretende Schweiß, — z. B. im russischen Bade, — eine relativ harmlose Substanz ist. Gleichzeitig werden die schon längst altersschwachen, aber während der saulen Zeit noch am Leben gebliebenen Zellen des Muskels abgestoßen; sie wandern mit dem zwischen ihnen eingedrangten gewesenen Fett in den großen Fettsäuren des Körpers und werden durch junge, lebenskräftige Zellen ersetzt; in überraschend kurzer Zeit verwandelt sich auf diese Weise der schlaffe, dünne Muskel des Bureau-Menschen in die stahlharte, leistungsfähige Fleischmasse des Trainirten. Denn nichts ist dankbarer für die „Uebung“ als der Muskel.

Auch das Herz ist ein Muskel! Der Sport stellt dem Herzen neue, gewaltige Aufgaben: es muß die Blutmasse in beschleunigtem Tempo durch die Arterien pressen, aus den Venen zurücksaugen: und daran erfährt es und befähigt nun seinerseits die Muskulatur, die immer besser mit Blut versorgt wird, zu immer höheren Leistungen. Der venöse Blutstrom, vom gestärkten Herzen kräftiger angesaugt, durchfließt mit größerer Geschwindigkeit seine Bahnen, namentlich im Verdauungs-Apparat: der Darm und seine Drüsen fangen an, kräftiger zu arbeiten und verhindern darum die Bildung giftiger Stoffwechsel-Producte im Darmanal, während gleichzeitig die Entlastung des venösen Apparates Blutadernnoten und Hämorrhoiden zum Verschwinden bringt. Der gesammte

Nachdruck verboten.

„Die Mode von 1909.“

Von Alex. Braun.

Mit einem Gruppenbild nach einer Original-Aufnahme von Ad. Baumann, fgl. bayr. Hof-Photograph in München.

Ein allerliebster Schelm dieser Jahrhundert-... in da sidelo schlüpft hinter die Thür. „Und 1900 lugt neckisch herfür.“ Ein allerliebster Schelm dieser Jahrhundert-...

„Jahrhundertbeginn“, der in gesunder deutscher Kernnatur den welfen wälschen Inbegriff aller Schwächen und Gebrechen... „In da sidelo“ in die Flucht geschlagen, bringt eine neue Mode...

Das war der Rahmen, den die Mode von 1909 mit ihrem anmuthigen Gefolge füllte. Eingeführt ward sie von der Freude, in deren Namen die Hofschaulpielerin Lala Richter...

Von zwei Ausgangspunkten nahmen die jugendlichen Vertreterinnen der Mode von 1909 ihren Siegeslauf: vom losen, weiten Faltengewande, das von keiner berühmtesten Trägerin...

Vor solchem Vorwurf aber wußten die Damen von 1909 sich vollkommen frei. Den Stempel der wahren Eleganz, die stets rein persönlich in der Toilette nur eine Pose für Weisen...

Stoffwechsel erhält einen mächtigen Anstoß, die Verbrennungstätigkeit tritt in volle Kraft: und weil zur Verbrennung Sauerstoff nötig ist, muß unser Blasebalg, die Lunge, tiefer und ausgiebiger sich entlasten, um die innere Lebensgluth in Gang zu erhalten.

Kurz und gut: während vorher, so lange die einseitige Berufstätigkeit währte, ein „fehlerhafter Cirkel“ bestand, eine Kette von Ursachen und Wirkungen, die, in sich zurückkehrend, die Krankheits-Erscheinungen fortwährend verschlimmerte...

Für die Frauen der oberen Stände kommt noch dazu, daß ihre Flächen-Muskulatur, zu straffer Kraft, zu energischem „Tonus“ erzogen, die Bauchhöhle fest umschließt und jene gefährliche Enteroptose, jene Lockerung aller Eingeweide...

Welcher Art soll denn nun die Gymnastik sein?

Am besten und kräftigsten wirkt sie natürlich, wenn sie den Körper zu der Zeit anpackt, wenn er am bildungsfähigsten ist, in der Jugend! Die Gymnastik muß noch in ganz anderer Ausdehnung als jetzt wesentlicher Bestandteil der Erziehung werden.

Freilich, das Turnen allein macht es auch nicht! Kinder sollen spielen, „wie junge Füllen!“ Eltern, denen es ihre soziale Lage erlaubt, begehen geradezu ein Verbrechen, wenn sie die armen Würmer in der Paradieseszeit ihres Daseins...

„Den! ich daran, wie wir Kleinstadtknaben Einst in der Freiheit geplätschert haben, Glückselig uns tummelnd wie junge Füllen, Dank! ich den Eltern noch jetzt im Stillen für meine schönsten Erinnerungen.“

Spiel, wo möglich im eigenen, wilden Garten, wo sie nach Herzenslust toben dürfen, ohne Rücksicht auf eingefasste Beete und wohlgeharften Kies, und turnen, womöglich am eigenen Gerüst, damit das Turnen, dem leider noch so vielfach der verhasste Schuldunf anhaftet, gleichfalls zum freien Spiele wird...

Zu Spiel und Turnen kommen im Sommer die einzige, unerlebbare Körperübung des Schwimmens und im Winter das Schlittschuhlaufen. Den Eisport mögen die Kinder schon mit dem sechsten oder siebenten Jahre beginnen; das Schwimmen vor dem zehnten bis zwölften Jahre wird von gewichtigen Autoritäten widerrathen.

Für die erwachsenen Damen, verheiratete wie Jungfrauen, trete zu alledem der eigentliche Sport! Welcher? darüber lassen sich keine allgemeinen Vorschriften geben. Hier werden persönliche und örtliche Verhältnisse entscheiden müssen, und hier wird der individuellen Liebhaberei der breiteste Spielraum zu gönnen sein.

Von allen Sports ist der dem Menschen natürlichste, weil ohne jedes künstliche Hilfsmittel ausführbare, zweifellos das Wandern. Es spannt, namentlich, wenn der Gänger sein Gesicht selbst trägt, jede Muskel des ganzen Körpers in seinen Dienst und erfüllt durch den reichen Wechsel der Scenerie nebenher das Herz mit jener überhäumenden Glückseligkeit, die als „Wanderlust“ im deutschen Liede so begeisterten Wiederklang gefunden hat.

Da hat zur rechten Zeit die Zauberhexe Technik der leidenden Menschheit dieses Jahrhunderts das Geschenk des Fahrrades gemacht. Das Radfahren ist dem Wandern als gleichmäßige Inbetriebsetzung aller Muskeln nicht gleichwerthig; immerhin spannt es in Kumpf und Unter-Extremitäten den größten Theil aller Bewegungs-Organen kräftig an, und hat den ungeheuren Vortheil, auch den Großstädter der allheilenden Mutter Natur wieder zu nähern.

Wo die örtlichen Verhältnisse es gestatten, greife die Dame getrost zum Ruder. Es ist fast unvergleichlich in seiner trainirenden Kraft, namentlich für die Bauch- und Brust-Muskulatur, während es auch Arm und Bein energisch durchmassirt und knetet.

Daß solche Damen, denen es an dem nöthigen Muth und dem nöthigen Kleingeld nicht mangelt, sich gern auf hohe Röß setzen, ist schon so alter Brauch, daß man es nicht weiter anzurathen nöthig hat. Es scheint jedoch, als müßte die neuerdings aufkommende Gewohnheit, nach Herrenart rittlings im Sattel zu sitzen, aus bestimmten hygienischen Gründen widerrathen werden.

Die Rasenspiele, namentlich das Reifenspiel und das Lawn-Tennis, sind unschätzbare Medicinen in der Sport-Apothek, vielleicht, weil ihnen das gefährliche Bestreben naturgemäß fremd ist, „Records“ zu schaffen, das heißt sich aus Ehrgeiz zu übernehmen.

Zum Schluß sei noch eines in Deutschland wenigstens sehr mit Unrecht vernachlässigten Sportes gedacht, des Fechtens. Es hat den großen Vortheil, bei jedem Wetter zugänglich zu sein, und hat mit dem Wandern, Rudern, Turnen und Schwimmen die Tugend gemeinsam, den ganzen Körper anzuspannen.

„Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen.“ Sie sehen, meine Damen, die Auswahl ist nicht klein. Wählen Sie für sich und, wo vorhanden, für Ihre jungen Töchter. Das Schwerste ist ja schon überwunden: die allmächtige Mode hat ihre Erlaubniß zum Damensport und zu „Bloomers“ schon ertheilt.

Luch geschnittenen Schnörkel, die an Schultern und Taille des ziegelrothen Seidenkleides zu ineinandergreifenden Herzen sich gestalten, am Schleppe in pittoresken Bindungen sich verschlingeln, bis sie in freiem Verlauf als „Suivez moi“ nachflattern. Von imposanter Pracht ist eine dritte, auf unserer Illustration zu lebende, neuartige Toilette. In schwerem blauen Seidenstoff baucht sich der ganz auf Steifheiten gearbeitete Rock, dessen Vorderbahn goldgeränderte großzügige Vollen aus violetterem Sammet applicirt zeigt, die in schönstilistischer Form sich auf dem Brustlay der ausgeschnittenen, knapp anliegenden Taille in verjüngtem Maßstabe sich wiederholte. Ein wirksames Blumenmuster mit lang sich hinschlingendem Blatt- und Rankenwerk ist an den Seitenbahnen in breiten Goldblitzen aufgestickt. Die Haartracht, welche die rothgoldene

wogene, von der Schulter bis übers Knie hinabfallenden Faltenwurf liegt. Zwischen den geschilderten prächtigen Toiletten zeigt unser Bild einen schlichten schwarzen Seiden-Talar zur glatten, weißen Herrenwäsche und dem kleinen Sammet-Baret auf dem gepuderten Haar. Das Volumen in der Hand verrieth die Gelehrte, und in der That haben wir eine Doctrix omnium artium scientiarumque vor uns, eine Doctrix von 1909, die natürlich nicht mehr mit einer Fakultät sich begnügt, sondern sich auf alle Künste und Wissenschaften gleich gut versteht.

Die weibliche Superflugsheit gäbe wohl den Herren gehörig auf zu rathen, wenn sie der Siebengeheuten nicht mit Siebenmellen-Stiefeln zu entrinnen wüßten. Die Männer, die indes innerhalb des einen Decenniums der nüchternen Farblosigkeit ihrer Tracht gründlich abgesetzt haben, huldigen nach wie vor

recht, wenigstens im Ballsaal haben, je sich zu eigen gemacht, und das „sigen bleiben“ müssen nun die armen, alten Junggesellen lernen, die nicht einmal ihre Enttäuschung hinter dem Fächer verbergen können. Drum bergen sie lieber sich selber in den Wolken des Bier- und Rauchstüßels, wo Lenbach in schwarzseidener Kniehose und brillantfunkelndem Spitzen-Jacke, von vielen Größen der Künstlerchaft umgeben, des Präsidiums waltet, froh, inmitten der „Gaudi“ ein gemüthliches Plätzchen entdeckt zu haben.

Sehr hoch stehen indes im Jahre 1909 die Männer bei den Frauen nicht im Preise, denn der Tanz-Automat liefert je nach Bedarf gegen Einwurf eines „Zwanzgerls“ einen Tänzer mit stottem Bart, während einer ohne Schnurrbart sogar schon um ein „Zehnerl“ zu haben ist. An verschiedenen lehrreichen



Die Mode von 1909.

Gruppe vom Oesterreich-Bereins-Ball in München. Nach einer Original-Aufnahme von Ad. Baumann, kgl. bayr. Hof-Photograph in München.

Haarfülle über dem ausdrucksvollen Haupte in Schellen ordnet und in Schleifen aufweist und als einzigen Schmuck auf der Höhe des Wirbels einen Perlenstern verwendet, ist überaus kleidsam. Die Haare werden fast von allen Damen lose aufgesteckt, auch gerne offen getragen. Zuweilen umschließt sie ein Gitter aus farbigen Bändchen, Ebenisse oder Goldblitzen; mit Vorliebe schlingt man ein dichtes Gewinde vollerblühter Rosen oder anderer großer, gefüllter Blumen ohne Laub durch die Haarmaschen, welche die Flechten fast ganz verdrängt haben. Eine zierliche Blondine, die an beiden Schläfen weiße Cannablüthen trägt, entzückt durch den harmonischen Zusammenklang der zur Toilette verwendeten Farben, wie durch den originellen Schnitt, namentlich der Ärmel, die in gelbbrau schillerndem, weichem Seiden-Stoff sich genau nach der Form des Armes drehen und wenden. Das die feine Taille umspannende Schoppleibchen ist aus goldgelbem Seidensammet, in der Mitte des runden Ausschnitts mit zwei Cannablüthen in goldgestickter Hülse, rings am unteren Rande mit einer goldenen Mäander-Stickeret geschmückt. Unter dem Schoß rathen die dicht gefalteten Wogen des gelbbraunen Schillerstoffes hervor, der zum süßeren Mode verwendet ist. An Farbentzück mit der eben beschriebenen Toilette weitefert eine in Orange und Bartviolett unübertrefflich zusammengestellte, welche einer sehr geschmeidigen, vornehmen Erscheinung höchst geschmackvoll angepaßt ist, und deren Hauptvorzug in der feinen Silhouette des wohlange-

lieber der weiblichen Schönheit als Weisheit, wie der junge Landsmann und Namensgenosse Schiller's, der in zimmetbraunem Frack zur hellgeblühten Weste und blaßblauem Strumpf zur schwarzen Kniehose und zum ausgeschnittenen Lackschuh seiner lieblichen Nachbarin anbetend zu Füßen sitzt. Das bauschige Beinleid wird meist durch den schwarzseidenen Strumpf ergänzt, während die lange, weite Hose in mit der Weste übereinstimmender oder gut von ihr absteckender Farbe erscheint. Unumgängliches Erforderniß der Mode von 1909 ist die bunte Weste, sei's tief ausgeschnitten und mit Goldknöpfen geschlossen, oder mit herzförmigem Ausschnitt hochgehend und seitlich unsichtbar übereinandergesetzt. Die Fräcke sind langschichtig in ganz zarten Schattirungen, wie der Cavalier auf unserem Bilde mit wohlgeblühtem Geschmack einen apfelgrünen Frack mit rosa Rose zum gekräuselten schwarzbestickten Hemde gewählt hat. Die Blume darf in keinem Frack fehlen, und eine ritterliche Aufmerksamkeit ist es, daß der Chemann, oder der es zu werden begehrt, eine Blume von der Farbe des Kleides seiner Dame ins Knopfloch steckt. Ueberhaupt hat die Herrenwelt an Sitten-Verfeinerung entschieden gewonnen, ob auf Grund weiblichen Vorbilds bleibe unentschieden.

Die Gleichberechtigung der Damen äußert sich nicht nur in ihrem kurzen „Wichs“, dem kurzen Rock, unter dem das bauschige Beinleid mit Sammetbändern in absteckender Schattirung kreuzweis festgebunden getragen wird. Auch das freie Wahl-

Beispielen ließe sich jedoch beweisen, daß die um so billiger Geld auf automatischem Wege erstandenen Herren an der Hand ihrer Tänzerinnen im Werthe stiegen, so sehr, daß der eine oder andere zu der ernstlichen und ehrlichen Absicht kommt, solcher Führung sich zeitweilig anzuvertrauen.

Da ertönt auf einmal die Parole: „Ohne Herren machen sich die Damen besser!“ und sofort folgte das Commando: „Alle Herren auf die Galerie.“ Etwas verdutzt wird der seltsame Befehl befolgt, denn die Ueberzeugung, daß die Freuden des Lebens in strenger Absonderung des männlichen und weiblichen Elementes ihren Gipfelpunkt erreichen, ist haben und drüben gar vielen zweifelhaft. Aber siehe da! Wie ein Jubelchor von Licht und Glanz, Liebreiz, Schönheit und Wohlklang wogte und jauchzte es symphonisch durch den Saal, als die amuthigen Tänzerinnen, umweht von ihren schillernd schillernden Gewändern, umstrahlt von dem in allen Tinten des Prisms wechselnden Schein des elektrischen Lichtes, mit verschlungener Händen, schwebenden Fußes im Reigen sich neigen und wenden nach dem melodischen Rhythmus eines vielftimmig gesungenen Walzers. Mit Zauberkräften hat die Wünschelruthe künstlerischen Sinnes, die Emanuel Seidl und seine Genossen, die Maier Trapp, Riemerschmid und Keenizel so gewandt gerührt, eine heitere Zukunft-Phantasmagorie herausbeschworen. „Die Mode von 1909“, verklärt durch den Geschmack und die Grazie schöner Frauen. Sehen wir ihr freudig entgegen!